

Vor 25 Jahren vor die deutsche Tür gesetzt

Heinz Koar besuchte Erich Maria Remarque in seinem Tessiner Heim

Da, wo Locarno und Ascona sich im Stile von Saint Tropez immer mehr Konkurrenz zu machen suchen, in seiner Tessiner Ecke, kocht der See, den die Einheimischen „den Längen“ nennen. Hunderttausend durchreisende und durchrasende Touristen oder Repräsentativurlauber freilich schicken buntscheckige Ansichtsdrucke vom „Lago maggiore“. Das klingt blumiger. Den Germanenhügel zwischen Ascona und Ronco unterfahren sie dabei an der Uferstraße in Richtung Italien, ohne die Wohlstands- und Steuerzukunftsnester bundesdeutscher Prominenter zu entdecken. Und was er sich dabei noch entgehen läßt, der Vorbeireisende, ist das Buen Retiro eines Mannes, der unfreiwillig, doch auch keineswegs arm, unterhalb dieses motorisierten Asphaltlauches längs des Sees bereits 1931 „siedelte“ und der bis auf den heutigen Tag immerfort Bestseller schreibt, ohne es zu wissen: Erich Maria Remarque.

Zwischen Wasser und Straße schmiegt sich sein Haus, die Casa Monte Tabor. Monte Tabor, das ist der Berg der Verklärung Jesu in Palästina. Als der Mann, der „Im Westen nichts Neues“ schrieb, vor 32 Jahren hier ankam, hatte er die Verklärung bitter nötig. Seinen großen Welterfolg hatte er, damals Sportredakteur, in 14 Tagen heruntergetippt. Und war zum Symbol geworden: Nicht so sehr zum Symbol für einen Erfolgsautor wider schlechteres Wissen der Verleger, die ihn mit seinem Manuskript über die beinerne Ungeschminktheit des Kriegshandwerks solange abwimmeln, bis er bei Ullstein in einer sich bis auf den heutigen Tag ständig steigern den Millionenaufgabe herauskam. Was ihn vielmehr zum warnenden Sinnbild werden ließ, wissen heute die meisten, manche haben es schon wieder vergessen, und vielen hat es noch niemand überliefert: Mit „Im Westen nichts Neues“ war der herandämmernden Bluthistorie des „Dritten Reiches“ eine Barriere in den Weg gelegt worden, eine geistige, literarische und auch eine intellektuelle.

Das deutsche Zeitalter der Emigration begann. Erich Maria Remarque eilte seinem Schicksal voraus. Er ging, ehe ihn Schlimmeres erreichte. Sein demaskierendes Werk tat weiter Wirkung. Es schwoll lawinenartig im Neu-, Wieder- und Abdruck es setzte sich unterdhand

und in der freien sowie, erstaunlicherweise, aber auch in der despotisch gelenkten Welt durch, wie kaum ein Buch zuvor. E. M. R. und „Im Westen nichts Neues“ blieben ein Fanal. So abgegriffen dieses Wort sein mag.

E. M. R. ist nun 65. Hat er sich geändert, äußerlich, innerlich? Hat ihn der Wohlstand über die Trennung von Deutschland hinweggetröstet? Hat ihn die amerikanische Staatsbürgerschaft (seit 1947) die schmähliche Ausbürgerung im Reichsgesetzblatt (1938) vergessen lassen? Hat ihn Monte Tabor zu Neuem beflügelt?

Er steht und sinnt. Eher zierlich, graue Schläfen, Samtpantoffeln, leichte Hose, halbärmeliges Porenhemd, ganz in sich ruhend, die Worte mit guten Absichten zum Heiteren hin wählend. Meist steht und sinnt er in der Tür zur Terrasse, blickt auf das glitzernde, dampfende Binnenmeer, dessen hochsommerlichem Treibhausklima seine Kleidung an-

gepaßt ist. Irgend etwas arbeitet in ihm, er gibt es zu, es war nie anders. Er versucht, damit fertig zu werden, „oder ‚es‘ mit mir“.

So wie damals, als ich Ende der zwanziger Jahre einmal, im Romanischen Café, dem Treff der Bohème in der alten Reichshauptstadt, auf ihn aufmerksam gemacht wurde, wie er dasaß, eine Zeitung in der Hand. Er las sie nicht. Er war allein und grubelte über sie hinweg.

So ist das auch heute noch oder wieder, wenn man mit ihm spricht. Man wird das in gewisser Weise wohltuende Gefühl nicht los, daß man Mittel zum Zwecke seiner Gedanken bleibt, auch bei einer Unterhaltung von Stunden. „Die Nacht von Lissabon“ (bei Kiepenheuer & Witsch) sei ja schon wieder ein Bestseller! Wird ihn diese Banalität langweilen? Im Gegenteil, er nimmt sie erstaunt zur Kenntnis: „So, tatsächlich? Ich hatte noch keine Gelegenheit, die Post durchzusehen.“ Schmunzelnd verweist er auf einen

Schreibtisch, dessen ganze Ausmaße und Stilzugehörigkeit nicht auszumachen sind, weil, milde geschätzt, einige tausend Briefe ihn zudecken, die noch nicht geöffnet, geschweige denn „durchgesehen“ scheinen.

„Ach, wissen Sie“, nimmt er den Faden plötzlich wieder auf, „das ist eine komische Sache mit meinen Bestsellern. Alles, was ich nach dem Kriege schrieb (u. a. „Arc de Triomphe“, „Drei Kameraden“, „Der Weg zurück“, „Der Funke Leben“, „Der Himmel kennt keine Günstlinge“), wollte der erste Verleger, den ich anging, nicht haben. Beim zweiten wurden es dann recht nette Erfolge...“ Das ist untertrieben, aber vielleicht sagt sich das so hin, wenn man nicht einmal die Kontoauszüge der Bank zu befragen braucht, ob etwas Erfolg oder Mißerfolg brachte, was man in größeren Abständen unternahm?

Übrigens: „Im Westen nichts Neues“ sei zur Zeit das Buch Nr. 1 in Jugoslawien, sagt er. Wie er denn

überhaupt jenseits des Eisernen Vorhanges mit seine treuesten Anhänger, nicht zuletzt in der jungen Generation, habe. „Als sie neulich ihren letzten Sputnik hochschossen, riefen mich die aus Moskau doch an, weil sie einen Kommentar von mir wollten. Ich habe ihnen gesagt, von mir bekämen sie erst wieder was zu hören, wenn sie für mein Kriegsbuch nach 30jähriger Verbreitung in unbekannter Auflage auch mal Honorar schickten.“

Wir betrachten seine herrlichen Rokomöbel und die Sammlung seiner unbezahlbaren Teppiche, die er aus Platzmangel übereinander geschichtet hat. „Jemand, der sich so schwer tut, wie ich“, sagt er, „umgibt sich am besten mit Duftigem, Schöner, damit's ihm nicht das Gemüt verschlägt. Paulette gehört dazu. Gestern habe ich sie nach Mailand ans Flugzeug gebracht. Sie filmt in Rom...“

Ich betrachte ihn von der Seite. Er raucht nicht. Keine Flasche edlen Kognaks auf dem Tisch, von dem er stets einen guten Vorrat im Keller hält. Bläulicher Schimmer auf seinen Lippen. Er weiß, was ich ihn nicht fragen will: „Tscha, einiges ist natürlich hängengeblieben. Ich bin gerade in Behandlung. Eine Kur Strophantin, Digitalis.“ So plötzlich kam der Wechsel von Paulette Goddard, der amerikanischen Schauspielerin, seiner zweiten Frau, zum Zol des Lebens, den andere ihm abverlangten. Unvermittelt kehrt sein Blick zurück. Wie von ungefähr spricht er von der neuen Terrasse Und von der Eiche, die habe darat glauben müssen, um Platz für die windüberstrichene Aussichts- und Plauderfläche vor dem Haus, dem Berg der Verklärung, zu schaffen.

Vor dem Aufwiedersehen sagt Remarque, er habe ja nichts auszustehen. Es sei schön hier. Er sei Amerikaner. Allein sei er auch nicht Wieder deutscher Staatsbürger werden? „Vielleicht würde ich es wollen“, überlegt er. Aber: „Niemand hat mich gefragt, als man mich vor 25 Jahren vor die deutsche Tür setzte. Niemand hat sich dafür interessiert, ob generell die durch Gesetzblatt Ausgebürgerten wieder eingebürgert werden sollten. Jemand hat mir berichtet, da müßte man einen Antrag und einen Fragebogen ausfüllen. Das habe ich damals nicht gemacht. Heute wäre das zuviel von mir verlangt.“

*Welt der Arbeit,
Köln
August 1963*